

Vergiss den offenen Himmel nicht!

Predigt zu Gen 28,10-19

Universitätsgottesdienst am 14. Sonntag nach Trinitatis (13.9.2020)

Liebe Gemeinde,

der heutigen Predigt liegt ein bekannter Text aus Gen 28 zugrunde:

Aber Jakob zog aus von Beerscheba und machte sich auf den Weg nach Haran und kam an eine Stätte, da blieb er über Nacht, denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen Stein von der Stätte und legte ihn zu seinen Häupten und legte sich an der Stätte schlafen. Und ihm träumte, und siehe, eine Leiter stand auf Erden, die rührte mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder. Und der Herr stand oben darauf und sprach: Ich bin der Herr, der Gott deines Vaters Abraham, und Isaaks Gott; das Land, darauf du liegst, will ich dir und deinen Nachkommen geben. Und dein Geschlecht soll werden wie der Staub auf Erden, und du sollst ausgebreitet werden gegen Westen und Osten, Norden und Süden, und durch dich und deine Nachkommen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet sein. Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du binziehst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn ich will dich nicht verlassen, bis ich alles tue, was dich dir zugesagt habe. Als nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Fürwahr, der Herr ist an dieser Stätte, und ich wusste es nicht! Und er fürchtete sich und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels. Und Jakob stand früh am Morgen auf und nahm den Stein, den er zu seinen Häupten gelegt hatte, und goss Öl oben darauf, und nannte die Stätte Bethel – Haus Gottes –, vorher aber hieß die Stadt Lús.

Wollte man seine Predigt wie einen Film gestalten: Diese Geschichte wäre wohl ein hollywoodreifes Drehbuch dafür. Himmelsleiter mit Engeln darauf, an deren Spitze Gott selbst steht. Verheißungen mit Pauken und Trompeten. Heiliger, furchteinflößender Ort, Haus Gottes und Pforte des Himmels, im Morgengrauen die große Altarweihe und im Abspann der Ausblick auf den Tempel von Bethel, der später dort steht: Ganz großes Kino. Mehr geht ja kaum. Will man bei der Wahrheit bleiben, wird die Sache aber deutlich bescheidener. Das fängt schon mit dem Versuch an, Bethel, jenen Ort, an dem doch die Pforte des Himmels sein soll, zu finden. Mir fallen die Bodenschwingischen Anstalten bei Bielefeld ein, Wikipedia zählt 20 Orte in den USA auf, die nach dem biblischen Ort heißen: Nur das Original im Heiligen Land ist gut versteckt. Und wenn man es schließlich bei Google maps doch entdeckt, so liegen die Reste des antiken Bethel unter dem heutigen Dorf Beitin nahe Ramallah, ein Provinznest mit 2.500 Einwohnern und einem Star Phone Elektroschop als auffälligster Attraktion vor Ort. Von der blühenden Stadt Bethel, einst Tempelstadt und königliche Residenz, ist nichts mehr zu ahnen; zu „Haus Gottes“ und „Pforte des Himmels“ würden einem garantiert andere Orte eher einfallen als Beitin in der Westbank.

Und doch ist vielleicht Beitin gerade in seiner Tristesse näher an Jakob und seinem Traum, näher auch an unserer derzeitigen Wirklichkeit als ein hollywoodreifes Bethel mit Prachtstempel und goldglänzender Himmelspforte. Jakob – so die Erzählung – ist unterwegs auf einem langen Weg, knapp 1.000 km Fußweg sind es von Beersheba nach Haran durch ein dünn besiedeltes, karges Land: kein Weg, den man als Genusswanderer gern entlanggeht oder den man mit Pilgeraugen als meditative Erfahrung ansehen möchte. Auch Jakob ist ja nicht freiwillig unterwegs, er ist herausgenommen aus seinem Alltag, hängt irgendwo zwischen Abschied und Anfang, flieht vor der Rache des Bruders in die Arme eines Onkels, der ihn alsbald schamlos ausnutzt. Vielleicht braucht man derzeit keine fiese Verwandtschaft, um sich ähnlich herausgenommen und, wie man so sagt, zwischen Baum und Borke zu fühlen: Zwischen einer Normalität, die lange her scheint und der Normalität, die wann auch immer vielleicht wieder eintritt, unterwegs in einem merkwürdigen Terrain mit einer unsichtbar lauenden Gefahr, die uns droht oder – was ich belastender finde – die von

uns ausgehen könnte, ohne dass wir es wissen. Zäh fließende, seltsam taktlose Zeit, ohne alle üblichen Termine und Unterbrechungen und Höhepunkte; Familienfeiern, Tagungen, eine Exkursion – ist ja alles abgesagt. Wegstrecke durch ein ödes, in wirklich jeder Hinsicht uninspiriertes Gelände, wo man nach Monaten nicht einmal mehr Lust verspürt, notwendige Corona-Maßnahmen zu verteidigen und Unnötiges in Frage zu stellen oder eine Prognose zu wagen, wann wir wieder zur Normalität zurückkehren. Zu gewinnen gibt es – abgesehen davon, dass die Pandemie in Schach gehalten wird – im Grunde wenig in dieser Zeit. Nichts deutet darauf hin, dass wir aus der Coronazeit dauerhaft schlauer oder achtsamer oder auch nur solidarischer hervorgehen werden. Nichts spricht auch dafür, dass diese Zeit besondere religiöse Offenbarungen bereithält. Man kann vielleicht die Kirche dafür kritisieren, dass sie zu der Situation weitgehend schweigt; allerdings scheint mir das immer noch klüger, als Corona theologisch zu verklären – als handle es sich um eine Strafe, eine pädagogische Maßnahme oder eine Prüfung Gottes.

Und dann passiert's eben doch einmal ganz unvermutet, dass die Tristesse unterbrochen wird. Da sieht der eine nachts über sich eine Leiter mit Engeln darauf; für einen anderen spiegelt sich in den Augen eines Neugeborenen auf seinem Schoß ein Stück Himmel; ein dritter wird überrascht von einer feinen Mail, die ihn rot werden lässt vor Freude. Und so wird ein gottverlassenes Nest in Judäa unverhofft zum Haus Gottes, das Wohnzimmer von Freunden zum Himmelstor und das Homeoffice zum fröhlichen Ort. Das Dumme ist nur: Solche Momente lassen sich nicht planen. Und man kann sie chronisch schlecht mit anderen teilen. Die Mail, die den einen freut, kann in den Augen des Nächsten ganz unspektakulär sein. Wie man das Glück über ein Neugeborenes im Arm teilt, das nicht mal das eigene Kind ist, weiß ich am Ende der Woche immer noch nicht. Und unser Jakob, hätte er auf seinem Weg einen Gefährten dabeigehabt: Die Erzählung von der nächtlichen Traumvision mit Engeln auf der Leiter würde er sich besser sparen, es sei denn, er will bis Haran mit seiner Engelsleiter aufgezogen werden. Was uns selbst Himmel ist, wirkt schnell trivial oder kitschig oder irrelevant, sobald man es mit anderen teilen möchte. Was also tun, wenn man für einen Moment lang den Himmel offen sieht? Sich freuen und dann übergehen zur Tagesordnung? Daraus eine künstlich vergoldene Geschichte machen, also aus dem Traum von Engeln eine Offenbarung der himmlischen Heerscharen, aus dem Säugling auf dem Arm das schönste Kind ever und aus einer liebenswürdigen Mail gleich eine Liebeserklärung machen? Jakob entscheidet sich für eine andere, ziemlich diskrete Lösung: Er stellt zur Erinnerung an die Nacht einen schlichten Feldstein auf, ebenjenen Stein, der er zuvor als Kopfkissen verwendet hat. Als Denkmal für künftige Generationen taugt das nicht; selbst dem Ortskundigen wird der Stein kaum aufgefallen sein. Als erster Altar für das spätere Reichsheiligtum von Bethel ist das fast eine Lachnummer. Aber *Jakob* wird den Stein jedesmal sehen, wenn er an Bethel vorbeigeht, wird sich an den offenen Himmel und einen Gott mit offenen Armen erinnern. Vermutlich ist es klug, sich solche unscheinbaren Privataltäre aufzustellen, Erinnerungen an Momente, wo mitten im Alltag ein Stück Himmel sichtbar wurde. Gönnen wir uns also die Geburtsanzeige auf dem Schreibtisch, die Kastanien im Regal, die ausgedruckte Mail, die am Computer klebt. Lassen wir uns durch sie erinnern an erfüllte Momente in zäh verrinnenden Monaten; danken wir, wenn wir sie sehen, Gott, dass kein jüdisches Provinznest, kein Wohnzimmer und kein coronabedingtes Homeoffice ein gottverlassener Ort ist. Und gehen wir achtsam um mit den aufgestellten Steinen der anderen, mit Tannenzapfen und Karten und all dem, was man für Nippes im Regal halten mag: Es könnten die schönsten Geschichten dahinter stecken: Erinnerungen an Momente, wo der Himmel offen stand.

Frank M. Lütze